

Rāmāyana.

Kādshantam: Rāma, Rāmeti madhuram
madhurāksharam,
āruhya kavita-śākhām, vande
Vālmiki-kokilam.

Den Valmiki will ich preisen, diese süße Nachtigall,
Die der Dichtung Zweig bestiegen, nun in süßer
Töne Schall

Unablässig, nimmermüde, Rama' flugt mit Widerhall.

± So preist der Inder poesievoll, wie er von Haus aus ist, seinen Lieblingsdichter, den Verfasser des herrlichen Rama-Liedes. Die Hochschätzung, die dieser Fürst im Reiche der Dichtkunst bei seinem Volke genießt, die Huldigung, die Jahrhunderte ihm zollen, ist sie nicht zugleich ein Ehrenzeugniß für das ganze Volk? Ja, der Ruhm Valmikis strahlt zurück auf den, so begeistert ihn zujubelt:

Vor dem Hort des reichsten Wissens, vor Valmikis
hehrer Muse,
Will ich mich zum Gruß verneigen, huldigend zu
frommem Grube.

„Wie Ilias und Odyssee, so gehören auch die zwei großen indischen Epen, das Mahabharata und das Ramayana, zu den Marksteinen der Weltliteratur. Die Sagenwelt, das Geistesleben, die Bildung und Eigenart eines der merkwürdigsten alten Kulturvölker hat sich darin zu einem großen Gesamtbilde verkörpert, an dem die folgenden Geschlechter durch mehr als zwei Jahrtausende sich erfreuten und begeisterten, belehrten und heranzuhulien.“ (M. Baumgartner.) Das Ramayana (Rāmāyana-kāvya = das sich auf Rama beziehende Gedicht) soll nunmehr zum ersten Mal vollständig in deutscher Sprache erscheinen¹⁾, und die meisterhafte Uebersetzung obiger, der Widmung „an den Dichter“ entnommener Verse berechtigt uns zur Annahme, daß der Uebersetzer seiner schwierigen, nicht wenig Geduld erheischenden Aufgabe auch gewachsen sein wird.

Mahabharata und Ramayana: was bedeuten diese Worte für uns? Wir hoffen nicht, daß unter den Lesern dieses Blattes solche Barbaren sind, welche das Volk der Inder, dem die wohlklingendste, reichste und ausgebildetste Sprache eignet, die wir bisher kennen, das Volk, aus dem ein Kalidasa, der Dichter der Sakuntala, hervorgegangen, kurzer Hand den „wilden Stämmen“ zurechnen (eine Ansicht, die man von manchen „Wilden“ unserer Umgebung d. h. von sog. „Gebildeten“ leider zuweilen hören kann); wir nehmen schon aus Höflichkeit an, daß unsere Leser mit den „Marksteinen der Weltliteratur“ vertraut sind, gleichwohl befürchten wir, es möchten Manche aus dem literaturgeschichtlichen Unterricht der Mittelschule sich nur eine etwas traumhafte Erinnerung an die beiden Worte „Mahabharata“ und „Ramayana“ bewahrt haben. Es seien darum einige Erörterungen gestattet. Das Mahabharata nun, das eine der beiden großen Heldengedichte der Sanskritliteratur, ist ein Riesenswerk von 100,000 Doppelversen; es setzt sich aus Theilen von sehr verschiedenem Werth und Inhalt, von verschiedenen Verfassern und weit auseinanderliegenden Ab-

¹⁾ Rāmāyana: Das Lied vom König Rama, ein alt-indisches Heldengedicht des Vālmiki in sieben Büchern, zum ersten Mal ins Deutsche übertragen, eingeleitet und angemerkt von Dr. F. Menrad, F. v. Gymnasiallehrer. I. Band. 12°, LII + 307 SS. M. 4.80. München, Th. Ackermann, 1897.

fassungszeiten zusammen. Ihm gehört z. B. an die namentlich durch Müllert bekannt gewordene reizende Episode „Rama und Damayanti“, das liebliche Savitri-Idyll, ferner der „Raub der Draupadi“ sowie die hochberühmte „Bhagavad-gita“, ein tiefstes, erhabenes Lehrgedicht,²⁾ von A. W. von Schlegel meisterhaft ins Lateinische übersetzt. — Das Ramayana, das andere große Epos der Inder, ist ein Kunstgedicht von einheitlichem Gepräge; als sein Verfasser wird Valmiki genannt. Eine ausführliche Inhaltsangabe gibt Herm. Jacobi (Das Rāmāyana: Geschichte und Inhalt, nebst Concordanz der gedruckten Recensionen. 1893. S. 140 bis 208), sowie das feinsinnige, ausgezeichnete Werk „Das Rāmāyana und die Rama-Literatur der Inder“ (Freiburg, Herder, 1894) des deutschen Jesuiten P. M. Baumgartner (S. 140–208). Wir geben hier den Inhalt der sieben Bücher (nach Dr. Menrad, S. XV) in gedrängter Kürze³⁾:

In Ayodhya (heut Duddh), der Hauptstadt des blühenden Reiches der Kosaler, regiert der vortreffliche König Dasaratha aus der ahnenreichen Dynastie der Ikshvakuiden oder Raghuiden, die ihr Geschlecht bis auf Brahma selbst zurückführen. Seinem Glück fehlt nur ein männlicher Nachkomme. Endlich erhält er durch ein Opfer nicht nur einen, sondern vier Söhne: Rama von seiner vornehmsten Gemahlin Kaushalya, dann Bharata von seiner zweiten Gattin Kaikeyi (d. i. Tochter des Kefayevürsten), Lakshmana und Satyugna von der dritten, Sumitra. Der älteste, Rama — nach späterer Auffassung eine Inkarnation des Gottes Vishnu — entzückt Hof und Land durch seine Vorzüge. Er wird mit Sita vermählt, der Tochter Dhanakas, des benachbarten Königs von Mithila, der dieselbe erst als Mägdelein beim Aekern in einer Kirche gefunden und ihr nach dieser den Namen (sita = Kirche) gegeben hat. Dasaratha will seinem Sohne Rama schon bei Lebzeiten Thron und Reich übertragen, allein eine Palastintrigue durchkreuzt seinen Plan. Kaikeyi, die zweite Gemahlin Dasarathas, hintertreibt die Königswürde Ramas und weiß den König, der ihr einst die Gewährung zweier Wünsche feierlich versprochen, zu bestimmen, ihren eigenen Sohn Bharata zum König zu weihen, Rama aber auf 14 Jahre in den Wald zu verbannen. Gelassen fügt sich Rama aus Achtung vor seines Vaters Willen in sein Geschick; dem alten König aber bricht die Trennung von seinem ältesten Sohne das Herz. Sita, Rama und sein unzertrennlicher Lieblingsbruder Lakshmana ziehen in den Wald und erbauen sich in der Nähe der Yamuna am Berge Tshitratuta eine Einsiedelei. Der zum Thron bestimmte Bharata will aber die Regierung nicht übernehmen und sucht Rama auf, um ihn zurückzuführen. Ein edelmüthiger Wettstreit entpinnst sich zwischen den beiden Brüdern. Rama bleibt fest in seinem Entschlusse, das seinem Vater gegebene Versprechen zu halten, bis Bharata zuletzt sich seine Sandalen erbittet, um sie als Symbol der Herrschaft auf den Thron von Ayodhya zu legen, während er selbst Manditrama zu seinem Herrscher erwählt. — Bald darauf wenden sich die Einsiedler in Ramas Nachbarschaft an diesen um Schutz gegen dämon-

²⁾ Wilhelm von Humboldt wurde davon so tief ergriffen, daß er an Goeth schrieb: er danke Gott, daß er ihn so lange habe leben lassen, um dieses Gedicht lesen zu können. Vergl. das vortreffliche Werk: Schröder, Indiens Literatur und Kultur (Leipzig 1887) S. 694. — Die auffallenden Anklänge der philosophischen Lehren dieses merkwürdigen Gedichtes mit christlichen Grundsätzen hat Vorländer so weit als möglich erörtert. Vor neueren Versuchen, theosophisch-spirituelle Dingeipinnfte damit zu verquicken, muß man warnen. Diese Bestrebungen, die mit einer gewissen Schwindlerin Blavatsky in Zusammenhang gebracht werden, stehen nicht mehr auf dem Boden solider Forschung.

³⁾ Aus typographischen Rücksichten können wir der Transcription des Verfassers nicht durchweg folgen.

ische Unholde, die sie bei ihren frommen Übungen und Opfern stören. Rama muß sich aus der Ruhe der Wald-einsamkeit zu voller Thätigkeit aufraffen und den Kampf mit verschiedenen Riesen bestehen. Zwar geht er als Sieger aus demselben hervor, jedoch verwickelt er sich dadurch in einen Streit von größerem Umfange, da der mächtigste aller Dämonen Ravana, der Beherrscher der Inselstadt Lanka (Ceylon?), Rache für die erschlagenen Verwandten zu nehmen sucht. Zunächst gelingt es demselben, Ramas Gattin Sita durch List zu entführen. Lange bleiben die Versuche des klagenden Helden, eine Spur seiner geraubten Gattin zu entdecken, erfolglos. Endlich kommt er seinem Ziele näher durch ein Bündniß mit dem Affenkönig Sugriva, den er von seinem Bruder Balu, der jenem Thron und Gattin geraubt, durch Erlegung desselben befreit. Sugrivas tüchtigem Oberfeldherrn Hanuman gelingt es nun, Sitas Aufenthalt ausfindig zu machen, durch einen Sprung über das Meer zu ihr selbst zu gelangen und ihr Nachricht von ihrem Gemahl zu geben, wobei er die Lage der feindlichen Stadt auskundschaftet. Nach mancherlei Abenteuer kommt Hanuman zu dem auf dem Festlande seiner harrenden Heere zurück. Nun rüstet man auf beiden Seiten zum Entscheidungskampfe. Von den Affen wird das Material zur Erbauung einer Brücke vom Festland nach Lanka herbeigeschafft, so daß das Meer vor die feindliche Stadt rücken kann. Nach zahlreichen Einzelkämpfen und Schlachten der verschiedensten Art wird Ravana endlich von Rama durch das furchtbare Brahmageschoß mitten ins Herz getroffen. Ravanas Bruder, Vibhishana, der beim Kampfe auf Seiten Ramas gestanden, wird vom Sieger als König von Lanka eingesetzt. Die Vereinigung der Gatten erfolgt aber erst, als der Feuertgott Agni feierlichst ein Zeugniß für die unverfehrte Keuschheit und Treue Sitas ablegt, worauf der sieggekürnte Herrscher nach Ayodhya heimkehrt und die Regierung antritt. — Damit wäre die Handlung zu einem genügenden Abschluß gekommen. Allein eine spätere Fortsetzung — das 7. Buch — läßt nach weitläufigen Mythen und Genealogien (besonders der Ravanas) in Rama noch einmal Zweifel an Sitas Keuschheit aufkommen. Sie wird von ihrem Gemahl gelegentlich eines Waldausenthaltes verstoßen und gebiert dort die Zwillinge Kuca und Lava, die beim Einsiedler-Dichter Valmiki Aufnahme und Pflege finden, bis sie herangewachsen ihren Vater seine Thaten nach dem von ihrem Meister geschaffenen Gedicht vortragen. Rama ist zur Wiederaufnahme seiner Gattin bereit, wenn sie sich durch einen Eid von jenem Verdacht reinigt; Sita aber ruft die Erde an und wird von ihr in die Unterwelt entrückt. Rama wird auf eine Wiedervereinigung mit ihr in der Himmelswelt verdrößt, und diese erfolgt endlich, als er am Flusse Sarayu als Vishnu wieder göttliche Gestalt annimmt und für sich und sein sämmtliches Gefolge Aufnahme in den Himmel findet.

Das ist der Inhalt des Rama-Liebes, das in sieben Büchern 24,000 Doppelverse zu je 16 Silben, also 48,000 Verszeilen umfaßt, somit weit hinter dem ungeheuren Umfang des Mahabharata zurückbleibt, aber doch die beiden homerischen Epen, die zusammen 27,800 Verszeilen (Hexameter) zählen, an Verszahl fast um Doppelte übertrifft. Die Abfassungszeit des Gedichtes fällt nach Jacobis Untersuchungen zwischen das 8. und 5. Jahrhundert v. Chr. und sein Inhalt war in der Folgezeit der unverfälschte Kern für Kunstdichtungen verschiedener Art: das Rama-Lied spiegelt sich wieder in einer Episode des Mahabharata und in den Puranas, sowie in der buddhistischen Literatur als Dagaratha-Dshatata; eines der schönsten späteren Kunstepen, das Naghuwanga des unergleichlichen Dichters Kalidasa, behandelt den Sagentreis des Ramayana; ein ganz außerordentliches Kunststück ist das Bhattikavya, das die Ramageschichte zu einem Lehrgedicht von 1521 Versen verarbeitet, die den Zweck haben, die Formenlehre der Sanskritgrammatik darzustellen; endlich trat die Ramasage auch in zahlreichen Schauspielen auf die Bühne und fand in den Volkssprachen Indiens Bearbeitungen;

ja heute noch tragen in Indien Rhapsoden Stücke aus dem Ramayana öffentlich vor.⁴⁾

Ueber den poetischen Werth des Ramayana urtheilt ein Kenner, wie Monier Williams (Indian epic poetry, P. 12), daß es im ganzen Umfang der Sanskritliteratur kein schöneres Gedicht gibt; man begreift, was das heißen will, wenn man weiß, daß schon der Araber Alberuni die Sanskritliteratur als unermesslich reich bezeichnet hat. Die wunderbar abgeklärte, ideale Schönheit hellenischer Dichtung dürfen wir freilich vom Ramayana nicht erwarten; das strenge Ebenmaß und das harmonische Verhältniß zwischen Form und Inhalt konnte nur das Volk leisten, das überhaupt an künstlerischem Gefühl einzig und unübertroffen in der Culturgeschichte dasteht, die Griechen. Dafür aber hat das Ramayana andere, eigenartige Schönheiten. Eine uns neue Welt voll üppiger Zauberpracht, gleich dem indischen Urwald voll bezaubernden Blüthenduftes, enthillt sich unserm staunenden Auge, eine fremde Welt, oft durch maßlose, groteske Phantasie unsern Anschauungen widerstrebend, oft aber auch eine überraschende Gemeinsamkeit des Empfindens und Denkens offenbarend, wie sie eben das Band der Blutsverwandtschaft zwischen zwei Völkern bezeugt. Mit Meisterschaft handhabt der Dichter die Kunstmittel des sprachlichen Ausdruckes, klar und einfach, von klassischer Reinheit und einschmeichelndem Wohlklang ist sein Stil, reich an feinen Zügen echt poetischen Gefühls. Ueberaus zart sind besonders die Naturschilderungen, von einer Pracht und eigenartigen Schönheit, wie wir sie bei Griechen und Römern nirgends finden, denen man ja deshalb den Sinn für ästhetische Naturbetrachtung gänzlich abgesprochen hat. In der indischen Dichtkunst dagegen überrascht uns, mächtig anheimelnd, ein intimes Leben mit Thier- und Pflanzenwelt, eine aus religiösem Grunde hervorgewachsene poetische Liebe und Andacht zur Natur, die als mitfühlende Theilnehmerin an den Leiden und Freuden des Menschen gedacht ist. Aber auch in die Regungen des Menschenherzens weiß der Dichter mit tiefem Blick einzubringen; scharf und treffend ist seine Charakteristik der Personen: in Sita hat er uns vielleicht das schönste Frauenbild der indischen Literatur gezeichnet, voll hingebender Zartheit und heldenhafter Opferfreudigkeit; in Dagaratha spiegelt sich Vaterlandsliebe, in Lakshmana treueste Bruderkiebe in ergreifender Weise. (Vgl. Baumgartner S. 66—72.)

Daß ein solches Gedicht werth ist, in deutschem Gewande sich Eingang in den Kreis unserer „Gebildeten“ zu bahnen, bedarf wohl keiner Rechtfertigung mehr. Nachdem es vom Ramayana bereits eine vollständige italienische Uebersetzung (mit Text von Correfio, Paris 1843 bis 1858, 10 Bde.), eine französische (von Fauche, Paris 1854—58) und zwei englische, eine metrische (von Griffith, Benares 1870—74) und eine prosaische (von Manmatha Nath Dutt, Calcutta 1891—93), gibt, ist es eine Ehrenschild, das herrliche Gedicht auch unserer Muttersprache zu schenken. Wir heißen darum das Unternehmen des für Valmiki's Kunstwerk begeisterten Uebersetzers willkommen und wünschen seiner Arbeit eine gedeihliche Fortsetzung und Vollendung; möge Dr. Menrad bald mit stolzer Genugthuung sich sagen können, er habe den Ge-

⁴⁾ Vgl. Baumgartner S. 75—161. — Dazu sind noch zwei vorzügliche Ausgaben neueren Datums zu erwähnen: Srimat Andhra Ramayanam (Venkatigiri 1895, 8^o, 2 Bde., 1645 S.), die beste Ausgabe des Telugu-Textes; ferner das „Setubandha“ in der Bombayer Ausgabe (1897 S.) von 1895.

litteten deutscher Zunge eines der bedeutendsten Werke der Weltliteratur zum ersten Mal in vollständiger deutscher Uebersetzung zugänglich gemacht. Vorläufig liegt uns das erste Bändchen, das erste Buch des ganzen Gedichtes („Buch der Jugend“ = bala-kānda) enthaltend, in gefälliger, vornehmer Ausstattung vor. Das Werk beginnt mit einer Lobpreisung des Dichters, die ein späterer Verehrer desselben vorangestellt hat, und welche Dr. Menrad (wie die obigen Beispiele zeigen) in formvollendeten deutschen Versen wiedergibt. Das erste Buch schildert Geburt und Jugendalter des Helden bis zu seiner Vermählung in 77 Abschnitten und 2316 Doppelparaphen. Das Versmaß des Cloka ist so locker gefügt, daß man dem Uebersetzer wohl bestimmen wird, wenn er in schlichter deutscher Prosa die passendste Umformung des indischen Metrums gesehen hat, da erfahrungsgemäß die Nachbildung des Cloka unserem Geschmacke ebensowenig zusagen würde, wie etwa der uns ebenso fremde epische Hexameter Homers.

Die Uebersetzung ist einfach, klar und fließend; sie wird auch dem die besten Dienste leisten können, der sich ihrer beim Studium des Urtextes bedient. Sehr lobenswerth ist die übersichtliche Anordnung des Druckes mit den Inhaltsüberschriften der einzelnen Kapitel. Erklärende Anmerkungen philologischer, historischer, culturgeschichtlicher, mythologischer Natur, sowie interessante Verweisungen auf Parallelen aus der Literatur (z. B. Homer) erleichtern dem Leser auf einem ihm doch fremdartigen Gebiete das Verständniß und beleben den Gang der Rede. Die umfangreiche Einleitung, die der Herausgeber seiner Uebersetzung vorausschickt, handelt vom Dichter und der Entstehungszeit des Gedichtes, sie bringt eine kritische Beurtheilung und ästhetische Werthschätzung des Ramāyāna, führt die Recensionen und Ausgaben an und gibt namentlich eine dankenswerthe, sehr ausführliche Inhaltsangabe des in die 77 Abschnitte zergliederten ersten Buches mit einer dispositiven Uebersicht über die Handlung und die Hauptmomente der Erzählung. Der Uebersetzung ist die treffliche, mit einer wahrhaft klassischen lateinischen Uebersetzung versehene Ausgabe von Aug. W. Schlegel (Bonu 1829—38) zu Grunde gelegt, die leider über die beiden ersten Bücher nicht hinausgekommen ist. Der Uebersetzer spendet dieser Ausgabe in kritischer Hinsicht das höchste Lob, selbst im Vergleich mit der neuen Bombayer Ausgabe. Mag sein. Wenn aber dann die beiden ersten Bücher übersetzt sind, was dann? Da wird eben doch nichts anders übrig bleiben, als für die übrigen fünf Bücher entweder selbst einen kritisch bearbeiteten Text herzustellen, eine überaus schwierige und langwierige Vorarbeit, oder mit der Bombayer Ausgabe vorlieb zu nehmen, die ja auch die nördliche Recension, die ursprünglichere, enthält. Diese vorzügliche Ausgabe umfaßt auch den großen Commentar, der jedenfalls unentbehrlich ist. Wer sich je mit Bekümmern von Sanskrittexten befaßt hat, weiß, wie oft selbst das große Petersburger Wörterbuch in sieben Foliobänden im Stiche läßt und der Commentar durch das Synonymon das einzige Rettungsmittel gibt, auf die passende Bedeutung eines Wortes zu kommen.

Als durch die Bemühungen der ersten europäischen Sanskritforscher (Chézy, Wilson, Schlegel, Bopp) dem Westen die erste Bekanntschaft mit der indischen

⁹) Rāmāyana of Valmiki, with the Commentary (Tilaka) of Rāma edited by Kāsnāth, Pādurang Parab, 8°. 2 voll. Bombay (Nirnaya Sagara Press) 1898 (II).

Literatur vermittelt wurde, da war man freudig überrascht über diese wahren Perlen der Dichtkunst; kein Geringerer als Goethe hat des Kalkāsa Sakuntala und Meghaduta jubelnd begrüßt. Nicht weniger verdient das Ramāyana unsere Aufmerksamkeit; die Bekanntschaft mit dem indischen Alterthum trägt gewiß zur Veredlung des Geschmacks bei und dürfte doch jedenfalls das Interesse des Gebildeten in Anspruch nehmen, der weiß, daß Ilias und Odyssee, die uns von der Schule her vertraut sind, demselben Kreise indogermanischer Gesittung angehören, wie das indische Epos. Wir schließen mit dem Wunsche, es möchte die wohlgelungene Uebersetzung des ersten Buches mit derselben Begeisterung aufgenommen werden, womit sie unternommen wurde, der beste Lohn für den Herausgeber und die beste Ermutigung, die weiteren Theile in nicht allzu ferner Zeit folgen zu lassen. Es wäre bedauerlich, wenn durch die Theilnahmslosigkeit des Publikums, das für Schundromane, die heute gefeiert und morgen vergessen werden, Geld im Ueberfluß hat, das Unternehmen, ein Meisterwerk der Poesie von unvergänglichem Werthe unserer Literatur einzuberleiben, nicht zu Ende geführt werden könnte. Möge die Hoffnung, die der Herausgeber auf den guten Geschmack der Leser setzt, nicht getäuscht werden!

Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters

von Emil Michael S. J.

(Fortsetzung.)

3. Handel und Verkehr. Die Hanse.

Deutschlands Handel datirt, abgesehen von dürftigen Resten des nie bedeutend gewesenen Verkehrs mit den Römern, von König Heinrich I. an. Man untersah Händler, welche das Produkt ihres Fleißes selbst auf den Markt brachten; Krämer, welche im Absatz ihrer Waaren auf einen örtlich begrenzten Kreis beschränkt waren und unter dem Stadtrath standen; endlich Kaufleute, welche den Schutz des Königs genossen und zu jeder Zeit und an jedem Orte Handel treiben durften. Kaufmannsgilden waren im 13. Jahrhundert nichts Seltenes mehr. Besonders betont war die gesellige Unterhaltung: die reichen Kaufleute durften sich fröhliche Gelage öfter und mit größerem Aufwande gestatten, als die in beschränkteren Verhältnissen lebenden Handwerker. S. 162—163.

Wie die Zunft, war auch die Gilde eine religiöse Bruderschaft und wachte über den Charakter der Mitglieder, gleichviel ob in Deutschland oder im fernen Lissabon. S. 163—164.

Nun folgt das wichtige Kapitel von dem Unternehmervogel, unbestritten eine der schönsten Seiten des soviel verlästerten Mittelalters. Einen gerechten Zins hat die Kirche dem Handel, der ja auch werthbildend ist, nie unter sagt. Ähnlich ist es auf dem Gebiete des Schuldwesens und des Wechselverkehrs. Die Anfänge des Wechselrechtes in Deutschland gehen auf Italien und das 12. Jahrhundert zurück. S. 164—166.

Bezweckten die Kaufmannsgilden den Schutz kaufmännischer Interessen, so strebten die Handelsgesellschaften genossenschaftlichen Betrieb und procentualen Antheil der Mitglieder am gemeinsamen Gewinn an nach den Kapitaleinlagen. Wirthschaftete einer der Gesellschafter als Geschäftsführer mit dem gemeinsamen Gute, oder übertrug ein Geschäftsherr einem Andern als Diener seine Güter zu Gewinn oder Verlust, war natürlich auch der

Gewinn- oder Verlustantheil ein anderer. Die Handelsgesellschaften entwickelten sich naturgemäß früher und großartiger im Süden Deutschlands infolge der Verbindung mit Italien und im Norden infolge der Nähe des Meeres, als in Mitteldeutschland. S. 166—170. Die Geschäftswie die Gelehrtensprache war durchgängig Latein. S. 170.

Für die Belegung und Sicherheit des Verkehrs hat die Kirche mehr gethan, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Bischöfe und Orden haben Brücken und Wege gebaut, für sicheres Geleit gesorgt; Papst und Bischöfe haben vielfach Ablässe zum Bau von Brücken gewährt, was der Verfasser durch viele Beispiele und Stellen aus Schriftstellern belegt. Die Kirche hat den Schutz und die Förderung des Verkehrs als verdienstliches Werk empfohlen, und darum hat die Frömmigkeit dem Pilger und Kaufmann auch an abgelegenen Orten die Wege gebahnt. Trotzdem waren diese oft genug noch bodenlos, das Mittelalter hatte dafür wenig empfindliche Nerven. S. 170—173. Mit den Bemühungen der Kirche verbanden sich die Gesetze der weltlichen Macht. War auch das Waffentragen den Kaufleuten verboten, wollten sie nicht wehrlos sein, mußten sie wohlbewaffnet reisen. S. 174.

Eine lästige Störung des Verkehrs überhaupt war das Strand- und Grundbruchrecht. Dieses Recht war von Anfang an ein Mißbrauch, ein schreiendes Unrecht, wun es auch nach Michael in seiner streng rechtlichen Begrenzung nicht jene Härte besessen haben soll, die man mit seinem Begriff zu verbinden pflegt. Darum forderte Kaiser Friedrich II. reichsgesetzlich die Rückertattung gestrandeter Güter an den Eigenthümer (1220). S. 174 bis 175.

Kein Kaufmann war verpflichtet, sich um das Geleit zu bemühen. Forderte er es von dem Herrn des Landes, durch welches er reiste, hatte er dafür einen Zoll zu erlegen. Besser geborgen aber war der Kaufmann unter der Unverletzlichkeit, welche die Pilger genossen. S. 175—176.

Für die Sicherheit des Reisens und die Verpflegung der Fremden sorgten in ihrer Art die Klöster. Gewerbmäßige Wirtschaften gab es nicht allzu viele, es herrschte die Gastfreundschaft. Die Regel des hl. Benedikt besteht mit Nachdruck die Aufnahme besonders der Armen und Pilger. Die Klöster haben für die Bewirthung der Fremden zumeist an einsamen, weltverlassenen Orten Hospitäler gebaut. Die Gründung des Johanniterordens erfolgte von Kaufleuten nur für die Pflege der Fremden. Die größte Wohlthat waren entschieden die sogenannten Hospize in wilden Gebirgsgegenden und an Alpenpässen. S. 176—177. S. 178 zählt Michael die bekanntesten Tiroler Hospize auf, ein Denkmal des culturfreundlichen Opfergeistes und der werththätigen Nächstenliebe des Christenthums. Mist stand vor den Thoren der Städte ein Spital, welches zu jeder Tages- und Nachtzeit dem Fremden offen stand. S. 179.

Der Aufschwung des Handels im 13. Jahrhundert wurde bedingt durch die Fortschritte der Landwirtschaft und des Gewerbes, insbesondere aber durch die Kreuzzüge, die unmittelbar die Blüthe der südeuropäischen Städte herbeiführten. Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts war die mächtigste Handelsstadt Süddeutschlands Regensburg, seine Kaufleute waren unter den ersten, welche im Fondaco dei Tedeschi zu Venedig Handelsgeschäfte erledigten. Ihm zunächst stand Nürnberg „mit seinen künstlerisch vollendeten Metallarbeiten“, wozu wir

aber ein großes, großes Fragezeichen machen, dann Ulm und Augsburg. Die Produkte des Südens und Nordens wanderten herüber und hinüber. S. 179—183. Seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts wurde Wien die Beherrscherin des Donauhandels und kam die von Juden gerne besuchte Frankfurter Messe in Aufschwung. S. 183 bis 184. (Hier fügt Michael sehr bemerkenswerthe Aufschlüsse über die Juden im Mittelalter ein, „des hl. römischen Reiches Blutegel“. Ihre maßlose Ausbeutung des Bucherprivilegs ließ die Christen wiederholt Repressalien üben. Jude und Bucherer waren identische Begriffe.) Die erste Rheinstadt war Köln, dann Straßburg. Stark besucht waren auch von deutschen Kaufleuten die Messen der Champagne. S. 184—186.

Die größte Schwierigkeit für den Verkehr mit Italien bildeten natürlich die Alpen; von ihren Pässen waren die wichtigsten der große St. Bernhard, der Septimer, der St. Gotthard und der Brenner, welche sich einer wechselnden Beliebtheit erfreuten und deren Höhen meist Hospize krönten. S. 186—189.

In ihrem Verkehr mit Italien gaben die deutschen Städte fast nur Rohstoffe, insbesondere des Bergbaues. Dieser hatte bedeutende Ausdehnung über ganz Deutschland auf alle Metalle und Mineralien und ein hochentwickeltes Recht. Das Iglauer Bergrecht enthält die Keime des gesammten deutschen, ja des europäischen Bergrechtes. Deutschland war im 13. Jahrhundert das Peru Europa's. S. 189—194.

In dem Verhältniß, in welchem Italien mit seinen Handelsprodukten zu Deutschland stand, stand dieses zu dem europäischen Norden und Osten. Sammelplatz des Ostseehandels ist seit 1163 Wisby auf Gotland; von hier aus ist die Gründung des deutschen Hofes in Nowgorod erfolgt. Deutsche Kaufleute unterhielten Handelsbeziehungen mit Dänemark, Schweden und Norwegen (Bergen), wo sie jedoch nicht gerne gesehen waren, weil sie dem Laster der Trunksucht der Einwohner schmeichelten. S. 194—196. Auch die Nordsee beherrschte der deutsche Kaufmann. In London besaßen die Deutschen schon im 12. Jahrhundert eine Gildehalle, den später bedeutend erweiterten Stahlhof, ein kleiner, selbstständiger Staat, eine eigenthümliche Welt mit fast klösterlicher Zucht. Hier begegnet uns 1282 bei einem zwischen den deutschen Kaufleuten und der Stadt London ausgebrochenen Streit zum erstenmale der Name „Deutsche Hanse“. Er bezeichnete damals lediglich einen Gesamtverein, welcher sich aus den Verbrüderungen der Kaufleute einzelner Städte gebildet hatte. S. 196—197. Vorausgegangen waren schon Bündnisse zwischen den verschiedensten Städten. Von hervorragender Bedeutung für die Bildung des Hansabundes wurde Lübeck, welches 1226 nach wechselvollen Schicksalen von Friedrich II. die Reichsfreiheit bestätigt erhielt. Seine Machtstellung vor allen übrigen Städten gewann es durch seine Tapferkeit und Kühnheit in den Kriegen mit den nordischen Reichen. S. 197—200. Die Verbrüderung der deutschen Kaufleute also im Auslande, die Bündnisse der festländischen Seestädte und der unbeschränkte Vorrang der Stadt Lübeck hat das einigende Band um den Hansabund geschlungen. S. 201. Die Handelsartikel waren von der verschiedensten Art, eine nicht unbedeutende Rolle spielte der Häring, ein sehr geschätztes Tauschobjekt für den Verkehr mit den deutschen Binnenlanden. S. 202—203.

Wir schließen unsere referirenden Ausführungen am besten mit den Worten des Verfassers: „Stramme Zucht

und Ordnung sind auch in erster Linie die Mittel gewesen, mit denen nicht etwa ganz Deutschland, sondern nur ein Theil des Gesamtkörpers ohne Zuthun von Kaiser und Reich jahrhundertlang in der Hanse eine Seemacht entfaltet hat, welche als die „großartigste organisatorische Schöpfung des durch Gewerbe und Handel gehobenen deutschen Bürgerthums“, als die herrlichste Blüthe des deutschen Genossenschaftswesens“ gelten muß.“ S. 204.

IV. Das Ritterthum. Raubwesen und Friedensbestrebungen.

1. Lehenwesen und Ritterthum.

Eine Verleihung von Grundstücken gegen Kriegsdienst kannten die Römer schon; den Germanen eigentümlich war ein persönliches Treuverhältnis. Aus diesen zwei Elementen ging das Lehenwesen hervor, ein Rechtsverhältnis zwischen dem Obereigentümer eines Grundstücks und einem Vasallen, der dasselbe unter der Bedingung wechselseitiger Treue als Nuzseigentum empfing. Die gegenseitige Treue fand ihre Grenze in dem Gebote der Sittlichkeit. Die Verletzung der Treue, Felonie, wurde mit dem Tode bestraft. S. 205—206.

Aus dem Wesen des Lehens erhellet seine innige Beziehung zur Naturalwirthschaft. S. 206.

Die Lehenverfassung hat die Fürsten mit dem Volke, Land mit Leuten, Mann mit Gut verknüpft; sie ist die wahre Mutter des Reiches und des inneren Länderverbandes geworden. Als Uebergangsstadium in der Entwicklung unseres Volkes hat sie einen ebensoviel und ebensowenig „grundständig staatszerstörenden Charakter“ als jede andere Uebergangsform im Staats- und Gesellschaftsleben. Das sollte dem Geschichtschreiber der Evolution, Lamprecht, ohne weiters einleuchten! S. 207.

In Deutschland fiel das Feudalsystem mit dem Kriegswesen zusammen; auf der fortlaufenden Kette der Lehenverbindungen beruhte die Heerschildordnung, wie sie mit kleinen Abweichungen in den Rechtsbüchern niedergelegt ist. S. 207—210. (Den 5. Heerschild haben die Schöffenbarfreien inne; nach Zallinger habe es solchen Stand gar nicht gegeben. Nun, Eile von Reggan rechnet sich selbst dazu; er wird wohl kaum für sich allein einen Heerschild beanspruchen! Diejenigen Freien, die ihre angeborne echte Freiheit durch kein Lehen- noch Dienstverhältnis gemindert haben, wie die friesischen Ethelinge, die freien bäuerlichen Großgrundbesitzer, wie Meier Helmrecht, bilden die Schöffenbarfreien. Was sollen wir uns aber unter den „altfreien Ministerialen“ R. Schröders denken? S. 209.)

Infolge seines Dienstes konnte auch der Unfreie alle Ehren des Ritterstandes genießen; aber nicht alle, welche zum Ritterstande gehörten, waren dadurch schon ritterbürtig; man mußte auch soviel Vermögen besitzen, um rittermäßig d. h. vornehm leben zu können. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts gab es fast nur freie Ritter. Frankreich ist für das Ritterthum Deutschlands die hohe Schule gewesen, doch hat es von den Franzosen nicht immer Gutes gelernt. S. 211—212.

Als einen der gelungensten Abschnitte im Werke Michael's dürfen wir den von der Entstehung, dem wesentlich christlichen Charakter des Ritterthums, dem Idealbilde eines Ritters bezeichnen. Zucht und Scham, Gehorsam und Sittigkeit, Geduld und reine Gottesminne, Demuth und Treue, Tapferkeit und Stärke, Zartheit und Edelmut mußten den wahren Ritter zieren. S. 212 bis

220. Doch wir sind frivol genug, es auszusprechen, wie wenig wohl diesem Ideale entsprochen worden sein mag! Solche Fälle von Tugenden und menschlich schönen Eigenschaften eignet nicht denen, deren „Erbtheil von Alters her Kampfeslust bis zum Uebermaß“ war. Michael vergißt zwar nicht ganz, die Ausschreitungen in der Ritterwelt zu erwähnen — an Beispielen mangelt es wahrlich nicht —, um so reichlicher aber bedenkt er die Zierden der Ritterschaft. Wir möchten nicht, wie es der Verfasser thut, den Fall verallgemeinern, daß einen Ritter die Betrachtung einer welkenden Blume zur Weltentfugung vermochte. Auch möchten wir die Wundergeschichte von Walthar von Birbach gerne missen. S. 221—224. Mit Fug und Recht werden wir an die Ritterschaft auch zur Zeit ihrer schönsten Blüthe den Durchschnittsmaßstab des Menschen anlegen dürfen, wenn wir auch das Compliment, welches der Italiener Thomasin von Birkaria der deutschen Ritterschaft macht, indem er sie als die würdigste preist, nicht ablehnen wollen. Fast wie eine Ironie auf die vorausgehenden, von dem Zauberblanze idealer Betrachtungsweise verkürzten Ausführungen klingt es, wenn der Verfasser weiter schreibt: „Noch zu Ende des 13. Jahrhunderts ist der österreichische Ritter und Dichter Seisfried Helbling eine ehrenwerthe Erscheinung.“ S. 225. So schnell ist das Morgenroth der Ritterherrlichkeit verblaßt! Wenn Theorie und Praxis nicht so ganz grundverschiedene Dinge wären!

Der Ritter, wie er sein sollte und zum Theil auch wirklich gewesen sein mag, ist ein Mann von Charakter gewesen; er handelte nach den Grundsätzen der Wahrheit und Gerechtigkeit, zu der ihn seine Erziehung hinführte. Waren die ersten Kinderjahre unter der Obhut der Mutter vorüber, so mußte der Junker die „Brumlichkeiten“ des Ritters erlernen, wozu auch das Dichten gehörte. Singen und Sagen lernte die adelige Jugend auch in den Klosterschulen. Gewöhnlich brachte der Vasall seine Söhne auf die Burg des Lehensherrn oder an einen Fürstlichen Hof zur Erlernung der „Zucht“ unter einem Zuchtleiter, einem älteren erprobten Ritter. Die jungen Herren gingen wohl auch mit ihrem Hofmeister in die Fremde. Manche lernten auch Latein und — Griechisch, was dem Verfasser Niemand glaubt; zumal es nicht einmal darauf angekommen ist, den „Kindeln“ Lesen und Schreiben beizubringen. S. 225—230.

Den Jubegriff alles dessen, was ein Ritterkind an höflicher Zucht und Sitte sich anzueignen hatte, enthält die Dichtung „Der Wilsbete“. S. 230—231.

Erst mit der Schwertleite oder Schwertnahme, wegen ihres religiösen Charakters auch Ritterweihe genannt, trat der junge Mann eigentlich in den Ritterstand ein. Vor diesem Akte führte der Streiter den Namen Knappe oder Knecht. S. 230—235. Für die Weihe des Ritters gab es eine bestimmte kirchliche Formel. Auch kannte man im 13. Jahrhundert schon den Ritterschlag. S. 235 bis 240. Den kirchlichen Ceremonien folgten weltliche Vergnügungen und Lustbarkeiten, insbesondere Turniere, ohne welche ein mittelalterliches Fest der höheren Stände sowenig denkbar war, wie ein niederbayerisches Volksfest ohne Pferderennen. Man unterschied den Wuhud, ein Waffenspiel; die Tjost und das Turnier, welche beide wirkliche Kämpfe waren und gefährlich werden konnten, wie zahlreiche Beispiele beweisen, obwohl das zarte Geschlecht nicht unter den Zuschauern fehlte. Turniere gab es um Ehre und um Beute. Das Siegeszeichen war oft wie für den olympischen Sieger eine wenig kostbare

Gabe, oft aber auch ein kostbares Beutesüß oder die Hand einer Dame. S. 240—245. Solange die Turniere bloß Kampfspiele blieben zum Zweck der Waffenübung, ließ sich dagegen nichts einwenden. Allmählich indes kamen die scharfen Rennen auf von durchaus gefährlichem Charakter, die ein Spiel waren mit dem Leben und daher von der Kirche streng verboten wurden, wenn auch einzelne, namentlich deutsche, Kirchenfürsten geneigt waren, sie mit mildern Augen anzusehen. S. 245—246.

Wir meinen, daß überhaupt nur Menschen aus größerem Holze geschnitten an Kampfspiele Gefallen finden können. Jedenfalls aber ist es dem mittelalterlichen Ritter eher nachzusehen, als dem akademischen Bildungsritter von heute, der die Zahl seiner Semester an der Zahl seiner Schmissen erkennt! Waffenspiele und ähnliche Vergnügen tragen den Keim der Ausartung schon bei ihrer Entstehung an sich. Das Ritterthum ist darum so bald an der eigenen inneren Unwahrheit ungelommen.

2. Raub- und Fehdewesen. Gottes- und Landfrieden. Städtebündnisse.

Kampflust bis zum Uebermaß war von Alters her das Erbtheil der germanischen Stämme. Die künstliche Pflanze, welche sie im Ritterthum fand, die Verachtung der andern Stände, welche nur die materiellen Interessen förderten, und der dadurch genährte, sich selbst überschätzende Hochmuth waren ungesunde Elemente und mußten nur zu bald unliebsam in die Erscheinung treten. Man braucht im Raub- und Fehdewesen mit Michael gar nicht „eine Abkehr von der Gesetzgebung Karls d. Gr. und eine bedauerliche Rückkehr zu der leidenschaftlichen Ungebundenheit des Heidenthums“ zu erblicken. S. 247. Die Kirche, welche durch ihr ganzes Wesen säufelnd auf die germanische Raub- und Raufucht wirkte, entbehrte vielfach der Unterstützung der weltlichen Macht. S. 247.

Von dem Bitticher Bischof Heinrich ging das Institut des Gottesfriedens aus, welches der Zuchtlosigkeit des Adels heilsame Schranken zog, 1082. Im nächsten Jahre folgte Erzbischof Siegwien von Köln dem Beispiele, geistliche und weltliche Strafen schredten vor Verletzung der *creuga* zurück. S. 247—250. 1085 bereits erfolgte die Ausdehnung des Gottesfriedens über ganz Deutschland. Wahr ist, daß „das Ideen des echten Ritterthums“ sind (S. 250), nur gingen sie nicht von diesem aus, richteten sich vielmehr gegen einen großen Theil desselben, welches hartnäckig gegen jede Beschränkung seiner Zügellosigkeit sich wehrte.

Der Gottesfriede ist in der Folgezeit noch oft erneuert worden, aber ebenso oft verletzt worden. S. 250 bis 251.

Zeitlich später waren die Landfriedensbestrebungen auf dasselbe Ziel gerichtet. Gottes- und Landfrieden waren gewaltige Anstrengungen, welche die von Lebenskraft und Kampflust überschäumenden Geister in den Grenzen der Gesittung halten sollten. S. 251—252.

Die politischen Wirren unter Kaiser Friedrich Barbarossa durchkreuzten dessen Friedensbestrebungen und erleichterten den Freibeutern ihr Treiben. Im 13. Jahrhundert haben der Sachsenpiegel und Friedrich II. der öffentlichen Sicherheit gewaltig vorgearbeitet; doch auch jetzt „war dem Landfrieden nicht zu trauen“. S. 252 bis 254. Es gelang wohl manchmal, so einen adeligen Raubgesellen in die Mitte zu nehmen und ihn radikal zu kuriren. Die Besitzer der jetzt von dem Lichtzauber der Romantik umflossenen Burgen am Rheine waren besonders

gefürchtet. S. 254—255. Hier vermiffen wir ganz besonders die von den bayerischen Herzogen entfaltete Landfriedensthätigkeit, wie Hermann von Niederaltaich sie uns überliefert hat. Der Landesherr hat bei dem wachsenden Verfall der Reichsgewalt die Rechte und Pflichten dieser sich selbst beigelegt und geübt.

In dieser Lage haben die von dem Raubwesen am schwersten Betroffenen, die Städte, in ihrer gegenseitigen Verbindung das wirksamste Mittel der Selbsthilfe gefunden. Zahlreich sind die Städtebündnisse des 13. Jahrhunderts. Seit 1254 wuchs aus kleinen Anfängen ein mächtiger Friedensbund der Städte heraus: Mainz, Worms, Oppenheim und Bingen bildeten den Kern des Bundes; der erste geistliche Fürst und mächtige Erzbischof Gerard von Mainz schloß sich ihm unter dem Drucke des Papstes Innozenz IV. an, am 13. Juli 1254 beschwor er mit vielen Herren und Städten auf 10 Jahre das Bündniß, welches seine Spitze vornehmlich gegen die adeligen Herren richtete, von denen die Vergewaltigungen der Kaufleute und die Zollerpressungen ausgingen. Am 10. März 1255 bestätigte König Wilhelm den Bund. 1256 umfaßte er, nachdem er mit überraschender Schnelligkeit sich ausgebreitet hatte, ganz Deutschland, von Lothringen bis an die Ostsee, von Bremen bis nach Basel und Zürich. S. 255—261.

Das Organ des Bundes war die Bundesversammlung, zusammengesetzt aus je vier Vertretern der einzelnen Herrschaften und Städte, betraut mit der Wahrnehmung der bündischen Interessen. Was er im letzten Grunde bezweckte, war ein allgemeiner Landfriede und schloß damit an die Reichsgesetzgebung des Jahres 1235 an. S. 262.

Die Bemühungen des Bundes, vornehmlich seine Rücksicht für die wirtschaftlich Schwachen, bekunden eine große und freie Auffassung der socialpolitischen Verhältnisse und eine staunenswerthe, schöpferische Kraft. S. 265.

Zerfiel er auch schon nach drei Jahren, so trug daran zunächst die unglückselige Doppelwahl von 1257 die Schuld. Gleichwohl bedeutet er einen gewaltigen Aufschwung des bürgerlichen Lebens. S. 265.

Noch im Laufe des 13. Jahrhunderts ist man auf seine Grundsätze wiederholt zurückgekommen; er hat die Idee des Mainzer Landfriedens über die Periode der Auflösung im Interregnum in das erneute Reich Rudolfs von Habsburg hinübergerettet. S. 263—265.

Die grundsätzliche, allerdings nicht thatsächliche Abstellung der Fehde erfolgte erst 1495, doch nur für die Ritterchaft, nicht für die Reichsfürsten. S. 265. Ein trauriges Vorrecht, die eigenen Händel mit den Blutsfrömen der Unterthanen auszutragen!

(Schluß folgt.)

Dr. phil. Emil Wahrendorp's Broschüre „Katholicismus als Fortschrittsprincip“?

(Schluß.)

Um weitere Punkte in seiner Broschüre zu berühren, so spricht Herr Wahrendorp auch mit tiefer Entrüstung von der Schrift des Moralphilosophen am L. Lyceum in Dillingen, Herrn Dr. Reille, „Die Befessenheit mit besonderer Berücksichtigung der hl. Väter“, die derselbe vor 10 Jahren abgefaßt hat, und die unseres Wissens von kompetenter Seite eine beifällige Kritik erfahren hat. Wir erwarteten, Herr Wahrendorp werde den Versuch einer Widerlegung der in dieser Schrift vorgebrachten Thatsachen und Beweisgründe machen, aber wir haben uns sehr enttäuscht. Herr Wahrendorp und Gesinnungs-

genossen scheinen die Meinung zu hegen, wenn sie den Glauben an die Existenz des Teufels und seiner Wirksamkeit, an die Möglichkeit und Wirklichkeit seiner sinnfälligen Erscheinungen, an Beseffenheit u. dal. „ungeheuerlichen Blödsinn“ schelten, so sei dieses volltönende Wort aus ihrem Munde ein vollständiger Ersatz für jeden Gegenbeweis. Doch — diese „wissenschaftliche“ Argumentation imponirt uns nicht. Die Existenz Satans, die Wirklichkeit seiner Umhüllung in sinnlich wahrnehmbare Gestalten, Beseffenheit, sein Einfluß auf die Menschenwelt u. dal. sind in der hl. Schrift ebenso verbürgt, wie die göttliche Institution der Beschneidung (vgl. Schell, Katholische Dogmatik, II. Bd. S. 257 ff., 322 f.; III, 1 S. 432 f. — Heinrich, Dogmatische Theologie, V. Bd. S. 580 ff., 590 ff., 779 ff. — Hurter, Medulla theol. dogmaticae p. 388, 391 sqq. u. a.). Daß Herr Wahrendorp auf die Schrift des Herrn Professors Leistle, die unseres Erachtens vielleicht richtiger den Titel „Die Beseffenheit nach der Schrift- und Väterlehre“ tragen und damit auch präciser den Inhalt — Darlegung der Beseffenheit und einschlägiger Fragen nach der hl. Schrift und altchristlichen Literatur — bezeichnen würde, einen Lobgesang anstimmen würde, haben wir nicht erwartet, aber auch nicht, daß der ganze Passus über diese Schrift eine Kette von Entstellungen, Verdrehungen und Unrichtigkeiten sei. So wird (S. 49) Herr Prof. Leistle eine Stelle über die wunderähnlichen Wirkungen Satans in den Mund gelegt, die er als Anschauung anderer Autoren (Thomas Aq., Suarez u. a.) durch Citation kennzeichnet. Ja, Herr Wahrendorp ist mit solch „peinlicher“ Sorgfalt bei der Aushebung dieser Stelle aus der genannten Schrift vorgegangen, daß er das in Parenthese Gesetzte einfach durch Weglassung derselben mit dem laufenden Texte vermischt, so daß die betr. Stelle dadurch gänzlich unverständlich wird. Solche Textesmißhandlung wird getrieben, um den Autor der vollen Beachtung seines „kritikfähigen“ Publikums preisgeben zu können. Dann weist Herr Wahrendorp auf eine Fußnote in Leistle's Schrift hin und will ihn hier auf einer horrenden Ungeheuerlichkeit von Aberglauben erzapft haben. Diese Stelle ist in Herrn Wahrendorp's Broschüre nicht einmal richtig abgeschrieben; verschwiegen ist jedoch, daß Herr Dr. Leistle die ganze Sache ausdrücklich als einen Betrug bezeichnet, der in Frankreich gespielt habe. Das kümmert aber Herrn Wahrendorp nicht, weil es für seinen Zweck, den Dillinger Moralprofessor bei dem „gebildeten“, auf Wahrendorp's Wissenschaftlichkeit schwörenden Publikum anzuschwärzen, nicht paßt. Daß hierbei aber die Wahrheit zu kurz kommt, bereitet Herrn Wahrendorp, der ja „rein sachlich“ verfährt, keine schlaflose Sekunde, zumal ihm hierbei seine Kenntniß der „Jesuitenmoral“, die nach ihm lehrt: „Der Zweck heiligt die Mittel“, trefflich zu statten kommt.

Ebenso hat er sich auf S. 50 eine Entstellung erlaubt, so daß der Sinn dessen, was Herr Prof. Leistle auf S. 23 seiner Schrift schreibt, unter Wahrendorp's „sachgemäßer“ Behandlung ein total anderer geworden ist.

Die Stelle über die sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungsweisen des bösen Geistes entlehnt Hr. Wahrendorp aus der Frankfurter Zeitung, aus der sie einen Rundgang durch alle gesinnungstüchtigen Blätter machte, und zwar mit allen Unrichtigkeiten und Verstümmelungen, obwohl auf dieselben schon in Beilage 16 der „Augsburger Postzeitung“ vom 19. März 1897 eine Nichtigstellung erfolgte. Es mangelt uns der parlamentarische Ausdruck für ein solches „wissenschaftliches“ Gebahren; wir dürfen es sicherlich eine „literarische Gannerei“ nennen. Es wurde in der genannten Beilage eigens betont, daß der Verfasser referire und genau die Fundquellen (zumeist Väter und altchristliche Kirchenschriftsteller), welche die Frankfurter Zeitung unterdrückt hatte, für die von ihm angeführten Erscheinungsweisen angebe, daß also diese Stelle nicht ein reines Hirnge spinnt des Verfassers sei. Es wurde zudem hervorgehoben, daß Herr Prof. Leistle seine Aussage über die Verichte aus altchristlicher Zeit über das Auftreten Satans in sichtbarer Gestalt, sowie über den Einfluß desselben auf die Menschheit gleich in Anschluss daran und an verschiedenen Stellen seiner Schrift in einer Weise zum Ausdruck bringe, daß man ihm durchaus nicht den Vorwurf der Leichtgläubigkeit, sondern eher eines kalten Skeptizismus machen könne. Wir verweisen u. a.

auf S. 29 ff., 44, 175 ff. der betr. Schrift. Das alles existirt für Herrn Wahrendorp und die Trostnechte antichristlicher Zeitungsblätter nicht. Deshalb geben sie doch vor, im Dienste der „Wahrheit und Wissenschaft“ zu stehen. Oder meinen sie vielleicht, eine Unwahrheit würde durch öftere Wiederholung zur Wahrheit? Wären Herr Wahrendorp und die Frankfurter Zeitung, die sich doch in katholischen Fragen ein maßgebendes Urtheil anmaßen — Hr. Wahrendorp ist in der altchristlichen Literaturgeschichte so bewandert, daß er Tertullian zum Kirchenvater promovirt — mit der katholischen Literatur ein wenig vertraut, so hätten sie in der erwähnten Stelle der Schrift des Herrn Prof. Leistle keine „Monstrosität“ erblicken können, welche dieser Herr ihrer Ansicht nach mit besonderer Vorliebe und ganz abseits von anderen katholischen Theologen kultivire. In seiner Real-Encyclopädie der christlichen Alterthümer (II. Bd. S. 856) handelt Herr Prof. Dr. Kraus in Freiburg von den verschiedenen Gestalten, in welchen sich die Phantasie des christlichen Alterthums den Teufel vorgestellt habe, und er berichtet genau so, wie Herr Prof. Leistle, nur daß letzterer noch zahlreichere Belegstellen beigebracht hat. Im Kirchenlexikon (II. Aufl. 4, 850 f.) spricht sich Herr Prof. Dr. Kaulen in Bonn über die Frage des Erscheinungsleibes Satans ebenso aus wie Herr Prof. Dr. Leistle, d. h. er führt wie dieser einige von ihm in der christlichen Literatur hierüber gefundene Erscheinungsweisen an. In dem klassischen Werke des Papstes Benedikt XIV. De servorum Dei beatificatione et canonizatione (I. 3. cap. 30. n. 13. u. cap. 51. n. 3.) finden sich ähnliche aus der frühchristlichen Literatur geschöpfte Angaben. Wenn Herr Wahrendorp diesen beiden deutschen gelehrten Theologen und dem gelehrten Papste in einer nächsten Auflage einen Ehrensiß neben Herrn Prof. Leistle gütigst einräumt, so wird das jedenfalls seine „wichtige“ Schrift noch zugänglicher machen und sein äußerst umfangreiches Wissen, mit dem er an seine Aufgabe herantritt, noch umfassender erscheinen lassen. Zum Schlusse (S. 52) schmiedet Herr Wahrendorp aus Sätzen, die er aus der Schrift des Herrn Prof. Leistle (S. 146) verstümmelt heraushebt, ein Conglomerat von Unrichtigkeiten und mahlofen Anschuldigungen, beziehungsweise entlehnt es aus dem „Menschentum“ und krönt sein Werk, indem er die Schale seines Hornes und seiner ganzen Gehässigkeit über das „Centrumspassentum“ entleert.

Wir haben allen Grund, anzunehmen, Herr Wahrendorp habe die Schrift des Hrn. Prof. Leistle mit eigenen Augen noch nie gesehen, da er seine ganze Kenntniß über die Schrift des Dillinger Professors aus der, wie uns scheint, freimaurerischen Zeitschrift „Menschentum“, die er für seine Angaben citirt, schöpft und die Schrift „Im Programm der k. Studienanstalt Dillingen 1886/87“ erscheinen läßt. Was sich der gelehrte Herr wohl dabei gedacht hat?

Das sind also die Männer, die auf der Hochwarte der Wissenschaft zu stehen und mit ihrem blanken Schilde dieselbe zu schützen und zu decken sich brüsten, Männer, die durchaus nicht wählerisch und skrupelhaft in ihren „wissenschaftlichen“ Mitteln sind, vor Entstellungen nicht zurückschrecken, in katholischen Dingen eine geradezu phänomenale Unwissenheit bekunden, dennoch aber läbn und frech über sie den Stab brechen und so vor ihrem gleichwerthigen gläubigen und andächtigen Leserkreise sich den Schein hoher, — für gläubige Christen unerreicherer Gelehrsamkeit zu geben verstehen. Wer nicht mit ihnen im Bunde die Pfade des Unglaubens und der Negation dahinzieht, gilt ihnen als wissenschaftlich inferior. Einen Mann, der mit erborgten Lappen seine Blößen deckt und damit noch prunken will, können wir nicht als urtheilsfähig über katholische Wissenschaft, katholisches Streben, katholische Forschung, überhaupt über christliche Fragen anerkennen. Sehr beklagenswerth und wirklich geistig inferior müßte das deutsche Lesepublikum sein, wenn ein solches Machwerk wie Herrn Wahrendorp's Broschüre wirklich den „Mittelpunkt der Conversation in allen Gesellschaftskreisen in der bevorstehenden Winter-Saison bilden“ könnte, wie das die Verlags-handlung jedenfalls nur aus rein „ideellen Motiven“ wünscht.

Recensionen und Notizen.

Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung. Von Dr. Remigius Stölzle, Professor der Philosophie an der Universität Würzburg, 8°. (XI u. 687 S.) Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, 1897. Preis 9 M.

Karl Ernst v. Baer (gest. 1876) war der Begründer der vergleichenden Keimesgeschichte (Embryologie) als einer eigenen Wissenschaft. Er ist daher in den Kreisen der Naturforscher ebenso hochgeschätzt wie in denjenigen der Descendenztheoretiker, die in seinen embryologischen Entdeckungen eine Hauptstütze der Entwicklungslehre zu finden glaubten. Baer war aber zugleich auch ein denkender Naturforscher und als solcher ein entschiedener Anhänger der teleologischen Weltanschauung und ein ebenso entschiedener Gegner der rein mechanischen Naturerklärung des Darwinismus. Von ganz verschiedenen Seiten, ja von feindlich einander gegenüberstehenden Lagern wird Baer als Bundesgenosse citirt; er ist einer von jenen seltenen Männern, die bei allen Parteien Achtung gewonnen haben, und die daher alle gern auf ihrer Seite stehen möchten, um dadurch ihrer Sache größeres Gewicht zu verleihen. Um so bedeutungsvoller sind die Fragen: Welches waren eigentlich die philosophischen Anschauungen Baers? Welches war sein geistiger Entwicklungsgang? Eine zuverlässige Antwort hierauf gibt uns das oben erwähnte Werk von Prof. Rem. Stölzle. Dasselbe bietet daher nicht bloß das rein persönliche Interesse einer biographischen Skizze, sondern ein viel weiteres und höheres. Es ist ferner eine durchaus wissenschaftliche Studie, nicht etwa eine leichte, oberflächliche Unterhaltungsschrift. Mit der gewissenhaftesten Objectivität geht der Verfasser auf jeden einzelnen Zug des geistigen Porträts ein, das er entwerfen will; er selbst vergleicht daher seine Studie mit einer nicht retouchirten Photographie, in welcher das Geistesbild jenes modernen Naturforschers mit seinen Vorzügen und seinen Mängeln treu wiedergegeben wird, ohne etwas hinzuzufügen oder hinwegzulassen, zu verschönern oder zu entstellen. Stölzle will Baer schildern, wie er wirklich war, namentlich aber will er über seine philosophischen und religiösen Anschauungen volles Licht verbreiten. Hierbei steht der Verfasser jedoch nicht etwa auf dem Standpunkte einer „farbloßen Neutralität“, sondern voll und ganz auf demjenigen der theistisch-christlichen Weltanschauung. Diese bildet den Maßstab der Wahrheit, der hier an Baers Gedankenwelt gelegt wird. Durch diese kritische Beleuchtung der philosophischen Ansichten Baers erhebt sich Stölzle's Baer-Studie zugleich zu einer indirecten Apologie der christlichen Weltanschauung. Hierin liegt ein neuer Werth des vorliegenden Werkes, dem wir deshalb besonders in den Kreisen der modernen Naturforscher die weiteste Verbreitung wünschen.

(Stimmen von Maria-Baach 1897 Heft 10.)

In dem Verlage der Alphonus-Druckerei in München erschien ein neues Bändchen von P. Georg Freund, C. S. R., dessen populäre Abhandlungen über „Die Gesellschaft“ binnen drei Monaten schon die zweite Auflage erreichten. Das neueste Werkchen bietet „Sociale Vorträge“ über aktuelle Fragen, über Wissenschaft, Communismus, Reichthum, Armuth, Religion ist Privatsache, Liberalismus des vierten Standes, Frauenemanzipation, Selbstmord, Duell u. s. w. und wird jedenfalls viele Freunde finden. Beide Bände kosten elegant gebunden je 3 M.

Der Katholik. Redigirt v. Joh. Mich. Raich. 12 Hefte. M. 12. Mainz, Kirchheim.

Inhalt von 1897, Heft XII, Dezember: A. Wibbelt, Die Unbefleckte Empfängniß in Calderon's Autos sacramentales. — Carl Maria Kaufmann, Die Fortschritte der monumentalen Theologie auf dem Gebiete christlich-archäologischer Forschung. — Thomas Giffert, Ord. Praed., Beitrag zur Geschichte des Rosenkranzes. — Dr. Nirschl, Panagia Cavuli bei Ephesus. — P. Martin Gander O. S. B., Die Geologie und die Sündfluth. — Literatur: Ludovicus de San, S. J., Tractatus de Deo uno. — Dr. Paul Schanz, Apologie des Christenthums. — P. Fern. Jos. Graf Zuger.

Glött, S. J., Kreuzfahrerblätter. — Dr. G. Bülow, Des Dominikus Gundissalinus Schrift: Von der Unsterblichkeit der Seele. — Dr. M. Baumgartner, Die Philosophie des Alanus de insulis. — L. v. Hammerstein, S. J., Charakterbilder aus dem Leben der Kirche. — Edmund Kreusch, Der letzte Franziskaner zu Berlin. — Miscellen: Eine unbekannte Canisi-Ausgabe. — „Der Ultramontanismus“.

Die katholischen Missionen. Illustrierte Monatschrift. Jahrgang 1897/8. 12 Nummern. M. 4.— Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagsbandlung.

Inhalt von Nr. 3: Die deutschen Dominikanerinnen in Südafrika. — Die Mission von Alaska. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: China (Eine Missionsreise in Kiangnan (Schluß); Vorderindien (Hungersnoth); Madagascar (Ueberblick); Südafrika (Unter-Sambesi; Natal, Südafrika); Aus verschiedenen Missionen. — Miscellen. — Beilage für die Jugend: Die Schiffbrüchigen. (Fortsetzung.) — Diese Nummer enthält acht Illustrationen.

Literarische Rundschau für das katholische Deutschland. Herausgegeben von Dr. G. Hoberg, Professor an der Universität Freiburg i. Br. Dreißigster Jahrgang: 1897. 12 Nummern. M. 9.— Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagsbandlung.

Inhalt von Nr. 12 u. 11: Die Berliner Ausgabe der alten griechischen Kirchenschriftsteller. (Bardenhoyer.) — Nowack, Handcommentar zum Alten Testament. (Peters.) — Schulz, De Psalmis Gradualibus. (Wandenhoff.) — Daul, Kirchengeschichte Deutschlands. (Kraus.) — Seraphicae Legislationis textus originales. (Albers.) — Wasmann, Instinkt u. Intelligenz im Tierreich. (Schneider.) — Wasmann, Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höhern Thiere. (Schneider.) — Fischer, Geschichte der neuern Philosophie. (Braig.) — Die Freimaurerei Oesterreich-Ungarns. (Franz.) — Grimme, Geschichte der Minnesinger. (Hellinghaus.) — Steinle, Edw. v. Steinle's Briefwechsel mit seinen Freunden. (Keller.) — Köhm, Der Protestantismus unserer Tage. (Paulus.) — Nachrichten. — Büchertisch.

Franz Wörther, ein Dichter und Denker aus dem Volke. Von Karl Schrattenthal. Regensburg, Selbstverlag, 1897. 8°, VI, 61 S. M. 1.

□ Professor K. Weiß-Schrattenthal ist bekanntlich der literarische bezw. publicistische Impresario mehrerer Natur- und Volksdichter und Dichterinnen. Sein neuester Stern, eine Art Hans Sachs, lebt in Klein-Deubach am Main (dieselbst geb. am 6. Decbr. 1830) als Schuttmacher. Der Erlös der vorliegenden Publikation ist als Benefizium für diesen bayerischen Volkspoeten gedacht. Die Sammlung birgt einige recht ansprechende Gaben; manches aber ist sehr hausbacken, unklar und schwülzig, die Lebensphilosophie des Dichters nicht frei von Humanitätsphrasen eines Autodidakten. Und dann, wieviel überhaupt geht auf Conto des Impresarios dieser Sammlung?

Gott, Natur und Menschenherz. Gedichte von Gordon de Seda. München, Pfeiffer, 1894. 8°. 139 S.

† Nur wenig einigermaßen Annehmbares! Die Metrik wie die Poesie sind für den Autor nicht das Land, wie er es nennt: „Wo der Lorbeer Ruhmiger sächelnd steht“, und es gehört etwas dazu, wenn er (S. 42) von sich sagt: er „walte im Reich der Geister weihemächtig ein Poet“.

Wie Studenten Schauspielere werden. Lustspiel in 5 Aufzügen von J. v. Terherdt. Speyer, Jäger, 1897. Kl. 8°, 59 S. 60 Pf.

—z. Das Stück ist kein „Lustspiel“, sondern eine Burleske von bisweilen drastischer Unwürdigkeit. Es passiert viel auf der Scene, doch kann von einer „Handlung“ in dramaturgischem Sinne nicht immer die Rede sein. Die Formel der „Anwendung“ klingt ziemlich hausbacken. Als Fastnachtschwank aber und durchaus wohlthätiger Volkswitz dürfte das Stück mit Recht auf Verbreitung rechnen!

Verantw. Redacteur: Ad. Haas in Augsburg. — Druck u. Verlag des Lit. Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg.